

Jenseits des Haben: Wohlstand, Macht und Mitwelt neu denken

Barbara Hinterleitner | Jahoda-Bauer-Institut

Wohlstand wird weltweit unterschiedlich verstanden. Während im globalen Norden meist individuelle Akkumulation materieller Güter als Inbegriff eines guten Lebens gilt, betonen viele indigene, vormoderne oder nicht-westliche Gesellschaften andere Werte: Beziehung statt Besitz, Verbundenheit statt Verwertung.

Das afrikanische *Ubuntu* („Gemeinsinn“), lateinamerikanische *Sumak kawsay / buen vivir* („gutes Leben“), oder der buddhistische Gedanke des *Right Livelihood* rücken das Miteinander von Mensch, Tier und Natur in den Mittelpunkt. Diesen Konzepten ist gemein: Wohlstand ist kein Zustand des Habens, sondern eine Qualität des Seins. Andere Konzepte wie der *Capability Approach* (Sen/Nussbaum) definieren Wohlstand über reale Handlungsspielräume zur Lebensgestaltung, die *Donut-Ökonomie* (Raworth) fordert ein Wirtschaften innerhalb planetarer und sozialer Grenzen, die *Solidarische Ökonomie* stellt Suffizienz, Commons und Kooperation in den Mittelpunkt – als Gegenmodell zu Konkurrenz, Wachstumszwang und Eigentumsfixierung.

All diese Ansätze eint ein zentraler Gedanke: Wohlstand darf nicht gegen die Mitwelt gedacht werden. Der respektvolle Umgang von Mensch, Tier und Umwelt ist nicht moralischer Bonus, sondern existenzielle Notwendigkeit. Denn materieller Reichtum ist längst zum Ersatzversprechen geworden: mehr Konsum statt mehr Sinn.

Global gedacht: Kolonialismus als Fundament des Wohlstands

Die imperiale Expansion Europas war nicht nur ein Projekt der Landnahme, sondern auch der Sinnstiftung: Wer kolonisiert, definiert. Der westliche Begriff von Wohlstand – privates Eigentum, Verwertungslogik, Wachstumsideologie – wurde gewaltsam exportiert und normativ gemacht. Die Gewalt der Kolonialzeit wirkt fort: in Schuldenspiralen, Rohstoffausbeutung, Handelsverträgen, aber auch in epistemischer Dominanz. Was als „Entwicklung“ gilt, orientiert sich noch immer an „westlichen“ Vorstellungen von Fortschritt. Europa hat Afrika nie wirklich losgelassen – es hat nur die Methoden gewechselt. Kolonialismus lebt als Rohstoffimperialismus, als politischer Zugriff auf Migration, als rassistische Normierung des Globalen fort. Auch neue Player wie China führen imperial geprägte Logiken fort.

Die globale Ungleichheit ist heute smart, digital, effizient – aber nicht minder gewaltvoll. Landgrabbing, Ressourcenraub, globale Niedriglohnketten – das alles ist Teil eines Weltmarktsystems, das Reichtum im globalen Norden produziert, indem es den globalen Süden arm hält. Die Folgen der Klimakrise, ebenfalls hauptsächlich dort spürbar, verstärken bestehende Ungleichheiten – und zwingen Menschen zur Migration, die dann wiederum kriminalisiert wird. Eine doppelte Gewaltspirale: ökonomisch wie moralisch.

Dekoloniale Theorien wie jene von Achille Mbembe, Boaventura de Sousa Santos oder Samir Amin fordern daher eine radikale Neuausrichtung der Weltordnung – nicht als Weltmarkt, sondern als Weltbeziehung. Statt nur gerechterer Verteilung bedarf es einer Transformation der Grundlogik: vom Eigentum zur Teilhabe, vom Wettbewerb zur Kooperation.

Dafür braucht es eine konsequente globale Umverteilung von Macht, Ressourcen und Narrativen. Reparationen müssen endlich ernst genommen werden – nicht nur finanziell, sondern auch symbolisch, kulturell und institutionell. Schulden, die aus kolonialen Abhängigkeiten und globaler Ungleichheit erwachsen sind, dürfen nicht als Gnadenakt erlassen werden, sondern als Akt historischer Gerechtigkeit. Globale Institutionen wie die UNO, der IWF oder Welthandelsabkommen müssen demokratisiert werden, sodass nicht länger das Gewicht

des Kapitals über das Leben der Vielen entscheidet. Es braucht emanzipatorische Bildungsprogramme, die Wissen dekolonisieren, empowern und vielfältige Perspektiven gleichwertig machen. Bewegungsfreiheit darf nicht länger ein Privileg des globalen Nordens sein – Migrationsgerechtigkeit muss als Menschenrecht verstanden und umgesetzt werden. Und schließlich: Wir benötigen post-kapitalistische Wirtschaftsmodelle, die das gute Leben aller über den Profit der Wenigen stellen.

Kulturen des Mangels: Klassenkampf im postfaktischen Kapitalismus

Auch im Inneren westlicher Gesellschaften bröckelt das Wohlstandsversprechen, die Erzählung vom Aufstieg durch Leistung entlarvt sich zunehmend als Mythos. Reichtum entsteht heute nicht durch Arbeit, sondern durch Besitz. Wer arm ist, gilt als selbst schuld. Wer reich ist, als verdient überlegen. Diese ideologische Konstruktion verdeckt die Realität struktureller Ungleichheit – und zementiert sie zugleich. Denn Reichtum besitzt nicht nur Kapital, sondern auch die Deutungshoheit.

Narrative, Medien, Politik – sie alle vermitteln: Wer spendet, ist gut; wer Besteuerung fordert, ist neidisch. *Philanthrokapitalismus* (Giridharadas) legitimiert bestehende Vermögenskonzentrationen und erzeugt den Anschein moralischer Überlegenheit, während sie demokratische Umverteilungsmechanismen unterläuft. Charity ersetzt Gerechtigkeit, Spende ersetzt Steuer. Dabei wäre es gerechter, das Geld gar nicht erst zu privatisieren – sondern von Beginn an gemeinsam zu denken: in Form von progressiver Besteuerung, Gemeineigentum und sozialer Infrastruktur. Ethische Theorien wie die von John Rawls, Iris Marion Young oder auch buddhistisch geprägte Ansätze (z. B. „Right Livelihood“) fordern eine tiefere Verantwortung der Reichen gegenüber dem Gemeinwesen – nicht als Gnade, sondern als Pflicht.

Wohlstand wird inszeniert, Armut moralisiert. Während die einen Selfmade-Mythen erzählen, erben sie Vermögen, Macht und Netzwerke. Während andere täglich kämpfen, gelten sie als „Sozialschmarotzer“. Diese Inszenierungen haben Geschichte und Methode, lassen sich aber brechen.

Ein moderner Klassenkampf braucht gesellschaftliche, ökonomische, politische, kulturelle Werkzeuge. Allianzen, solidarische Infrastrukturen, Theater, Kunst, kollektive Räume – all das sind Räume des Widerstands, mit deren Hilfe die Deutungshoheit zurückerobert werden kann. Brecht verstand das: „Ändere die Welt – sie braucht es.“

Fazit: Zukunft als radikale Vorstellungskraft

Dieser Beitrag verbindet zwei Seiten derselben Medaille: globale Ausbeutung und lokale Ungleichheit, koloniale Geschichte und neoliberale Gegenwart. Beide beruhen auf einer Verschränkung dessen, was Wohlstand bedeutet – und beide profitieren davon, alternative Erzählungen zu unterdrücken.

Vielleicht braucht es keine neuen Technologien, sondern alte Weisheiten. Vielleicht beginnt echter Wohlstand dort, wo wir uns als Teil einer Mitwelt begreifen. In jedem Fall braucht es eine Rückeroberung des Diskurses: Wohlstand als kollektives Gut, Armut als strukturelles Problem, Solidarität als politische Praxis.